

Utz Maas

Die deutschsprachige Romanistik 1933 bis 1945 im Horizont der Entwicklung der Sprachwissenschaft

Die folgenden Überlegungen stehen im Kontext einer größeren Untersuchung zur Entwicklung der deutschsprachigen Sprachwissenschaft von 1900 bis 1950 im Spannungsfeld von Professionalisierung und Politisierung.¹ Sie sind auf die Zeit des deutschen Faschismus zentriert. Die Konfrontation damit ist eine Zumutung im vollen Sinne des Wortes – eine Analyse *sine ira et studio* fällt schwer.

Trotz der schwer erträglichen Tragödien (und spiegelbildlich: Schabigkeiten im Verhalten derer, die bei den Verhältnissen mitspielten) dürfen wir die Vergangenheit nicht auf eine Geschichte der Sprachwissenschaftler und Sprachwissenschaftlerinnen reduzieren. Das Werk gerade auch der Verfolgten hat einen Anspruch darauf, als solches ernst genommen zu werden. Allerdings ist die immer noch praktizierte Verdrängung der jüngsten Vergangenheit Grund genug, auch der Personen zu gedenken. Aber für pietätvolle Akte sind entsprechende Feierstunden vorgesehen – und für Schuldzuweisungen Gerichtsverfahren. Die Akkumulation von Belastungsmaterial ist nicht Sache der Fachgeschichtsschreibung, sondern der Staatsanwaltschaft. So kann ich in gewisser Hinsicht den Vorbehalt vieler Kollegen gegenüber Versuchen nachvollziehen, die Beschäftigung mit dieser Vergangenheit in den „normalen“ fachwissenschaftlichen Betrieb einzubringen.

Lassen Sie mich diesen Gesichtspunkt positiv wenden: Die Beschäftigung mit unserem Fach in der Zeit des Nationalsozialismus muß Teil der Rekonstruktion der Geschichte unseres Faches sein – wobei ich hier als Sprachwissenschaftler spreche, der aus der Vogelperspektive auch den romanistischen Sektor bäugt. Statt Andachtsveranstaltungen brauchen wir eine Rekonstruktion der Entwicklung, die in die wissenschaftlichen Biographien der Akteure eingeschrieben ist, seien sie nun Opfer oder auch Täter. Das

heißt insbesondere auch: Die Einbettung der Entwicklungen 1933 bis 1945 in die *longue durée* der Fachgeschichte.

Eine prosopographische Aufbereitung der Sprachwissenschaftler ist allerdings unverzichtbar, wenn wir über die Fortschreibung der müßigen Ideengeschichte hinauskommen wollen. Aber eine solche Prosopographie ist eben doch nur ein Arbeitsinstrument, sie ist noch nicht die Fachgeschichte. Sie ist wohl die Voraussetzung dafür, endlich die Mythen zu überwinden, die *faute de mieux* immer noch zirkulieren. Dazu gehört insbesondere der Mythos von der „Enthauptung der deutschen Wissenschaft“, der das schlechte Gewissen der Vergangenheitsbearbeitung in den fünfziger und sechziger Jahren bestimmt hat und sich auch noch in jüngsten Veröffentlichungen findet. Die Fakten erweisen ihn als definitiv falsch. So schlimm die Vertreibung auch für die einzelnen Betroffenen war, der wissenschaftliche Betrieb als solcher ging relativ unbehelligt weiter; es warteten damals zu viele, die in den zwanziger Jahren massenhaft ausgebildet wurden, auf die freiwerdenden Stellen. Und auch die wissenschaftliche Produktion sank keineswegs. Um das zu belegen, hier nur einige Zahlen, die ich einer globalen Auswertung von H. Flasche entnehme.²

Teilt man den Zeitraum von 1900-1950 in zwei Abschnitte (1900-1932 und 1933-1950), so verteilen sich die sprachwissenschaftlichen Dissertationsthemen wie folgt auf die verschiedenen Arbeitsgebiete:

	1900-1933	1933-1945
1. Laut- und Formenlehre (inkl. Reimgrammatik u. dgl.)	23 %	9 %
2. Syntax	23 %	13,1 %
3. Stilistik	20 %	16,8 %
4. Wortschatz (Wortgeschichte, Wortfelder, Namenkunde usw.)	18,8 %	35,5 %
5. Dialektologie (Monographien, Sprachgeographie)	8,5 %	18,1 %
6. Globale Themen (z.B. „Einfluß des Englischen auf das Französische“, „Die Latinität bei NN“, fachgeschichtliche Themen u. dgl.)	6,5 %	7,5 %

Dieser Befund stimmt zu den auch sonst zu verzeichnenden Ergebnissen der Wissenschaftsgeschichte in den letzten Jahren. Nun war der Mythos von der Enthauptung der deutschen Wissenschaft wohl schon im Kontext der

Modernisierung der Universitäten Ende der sechziger/Anfang der siebziger Jahre durch einen anderen ersetzt worden: die vorgeblich verzögerte Modernisierung der Sprachwissenschaft in Deutschland infolge der faschistischen Isolierung. Als Barometer für diese Verzögerung sollte dabei die Strukturalismusrezeption gelten. Tatsächlich sehen ja nun auch die Standardwerke der deutschen romanischen Sprachwissenschaft in den sechziger Jahren (von Rohlf's, Gamillscheg u.a.) denen 50 Jahre früher zum Verwechseln ähnlich.³ Zunächst einmal ist das aber keine deutsche Besonderheit; in den anderen Ländern sah es nicht anders aus.⁴

Darüber darf man nicht vergessen, daß die romanische Sprachwissenschaft im Gegensatz zu den anderen Philologien vor dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland außerordentlich modern war. In Leipzig wurde unter v. Wartburgs Ägide eine strikte Trennung von Sprach- und Literaturwissenschaft eingeführt; hier war in der Ausbildung eine Auseinandersetzung mit dem Saussureschen Strukturalismus selbstverständlich. Schließlich finden sich schon in den dreißiger Jahren Dissertationen und Aufsätze, die die Prager Phonologie auf romanistische Fragestellungen anwenden (Lausberg, Schürr u.a.).⁵ Signifikant scheint mir, daß die Kuhnsche Einführung in die romanische Sprachwissenschaft,⁶ die er 1950, wie aus den Fußnoten deutlich wird, weitgehend ohne Zugang zu den nach 1945 im Ausland erschienenen Arbeiten fertigstellen mußte, selbstverständlich die strukturalen Entwicklungen referiert.

An dieser Stelle kann ich die Probleme des Mythos von der verzögerten Modernisierung nicht weiter verfolgen. Es sei daher nur als These in den Raum gestellt, daß der spezifische Eindruck von der Verzögerung der deutschsprachigen sprachwissenschaftlichen Entwicklung auf der Nachkriegsentwicklung beruht, die nun tatsächlich durch eine international gesehen spezifische Blockierung und Traditionalisierung markiert ist; denn international gesehen setzte sich, wie die Linguistenkongresse deutlich zeigen, erst in den fünfziger Jahren, dann aber sehr rasch der Strukturalismus in seinen verschiedenen Spielarten durch. Insofern unterscheidet sich die deutschsprachige Sprachwissenschaft nach dem Krieg ganz erheblich von dem Bild, das sie noch bis weit in den Zweiten Weltkrieg hinein bot, wo die Zeitschriften (allen voran die Zeitschrift für romanische Philologie unter v. Wartburgs Herausgeberschaft) systematisch die internationalen Publikationen referierten.⁷

Ist dem so, so stellt sich die Frage, ob denn dann nicht doch das Besondere unseres Gegenstandes allein in den menschlichen Tragödien liegt. Tatsächlich

sieht inzwischen alles danach aus, als ob sich in der wissenschaftsgeschichtlichen Forschung nach dem Katzenjammer der sechziger und siebziger Jahre eine gewisse Gelassenheit zu etablieren scheint. Unter dem Stichwort des „Wissenschaftstransfers“ wird registriert, daß spätestens in den siebziger Jahren die deutschsprachige Wissenschaft den Anschluß an die internationale Diskussion wieder gewonnen hat (die z.T. unter Beteiligung deutscher Emigranten geführt worden ist). Und so stößt man bei dem Versuch, Unterstützung für ein entsprechendes Forschungsprojekt zu gewinnen, auf den Einwand, daß hier wissenschaftssystematisch nichts mehr zu erforschen sei.

Daß das nun keineswegs so ist, macht eine tiefere Bohrung in die fachlichen Auseinandersetzungen der zwanziger und dreißiger Jahre deutlich. Hier zeigt sich nun, wie ich mit einigen Hinweisen verdeutlichen möchte, daß wir keineswegs von einer einheitlichen Sprachwissenschaftsentwicklung sprechen können, an der die deutschsprachige Szenerie mehr oder weniger partizipiert hätte; um mit den Handbüchern zu sprechen: mit starker Präsenz bis zum Ersten Weltkrieg, als sie international führend war, dann mit einem Einbruch in den vierziger und fünfziger Jahren, und heute wieder mit einem Aufschließen zur internationalen Avantgarde.

Wie wenig dieses harmonisierende Bild der Wissenschaftsentwicklung zutrifft, möchte ich mit der Erinnerung an die, wie mir scheint, paradoxe Vorstellung verdeutlichen, die Heinrich Kahane auf dem Romanistentag 1987 in Freiburg gegeben hat.⁸ Kahane ist einer der rassistisch Verfolgten und Vertriebenen. Er kam zum Romanistentag aus den USA angereist, wo er offensichtlich Erfolg gehabt hat, den er auch souverän in seinem Vortrag vorzeigte. Und nicht zuletzt: gegenüber dem lebendigen 86jährigen Kahane mußten sich viele von uns als Frührentner fühlen. So schien alles in bester Ordnung.

Daß dem nicht so ist, wird deutlich, wenn man sich etwas näher auf Kahanes Werk einläßt.⁹ Kahane hat weder ein direktes Gegenstück in der deutschsprachigen Romanistik, noch paßt er eigentlich in die Sprachwissenschaftsszene der USA. Dort ist er einer der Nonkonformisten, der allerdings in seiner romanistischen Nische einigermaßen gut überleben konnte und von dort aus dann sogar Erfolg hatte, als Nonkonformismus Ende der siebziger Jahre wieder gefragt war (die Fachkollegen wählten ihn 1984 zum Präsidenten der Linguistic Society of America).

Das führt zu der Frage: Woher kommt die spezifische Orientierung für Kahanes „humanistische Sprachwissenschaft“, wie er sein Unternehmen selbst betitelt? In mehreren Gesprächen habe ich versucht, das mit ihm

gemeinsam herauszufinden. Eindeutig ist dabei nur, daß diese Orientierung nicht aus den Seminaren stammt, die er am Gamillschegschen Lehrstuhl in Berlin mitgemacht hat – dogmatisch-junggrammatischer konnte es damals wohl nirgendwo zugehen. Die Orientierungen kamen vielmehr von außerhalb: Sie waren gewissermaßen atmosphärisch in der intellektuellen Diskussion der damaligen Szene (vor allem wohl in Berlin) gegeben, wo soziologische Fragestellungen auch die Salongespräche durchzogen.

Was die sprachwissenschaftliche Ausbildung anbetrifft, so war sie die Pflicht: Bei Gamillscheg Etymologien zu klopfen, vermittelte eben das Handwerkszeug. Es war aber nicht das, was Mann oder Frau dazu brachte, Sprachwissenschaft zu studieren. Das war eher die Kür, die in den Veranstaltungen von Ernst Lewy zur allgemeinen Sprachwissenschaft zu finden war, zu dessen Schülern Kahane ebenso gehörte wie Wolfgang Steinitz, dem es die DDR-Sprachwissenschaft verdankt hat, nicht in die Provinzialität gerutscht zu sein.

Hier scheint mir nun der Schlüssel zu einem merkwürdigen Befund zu liegen, der sich mir aus der seriellen Auswertung sprachwissenschaftlicher Profile, insbesondere auch bei den Emigranten ergeben hat.¹⁰ Es gab einen durchgehenden intellektuellen Elan in der damaligen Forschung, aus dem akademischen Rahmen der Tradition herauszuspringen. Programmatisch wurde das lautstark in der Vossler-Schule propagiert. Als Versuch einer grundlegenden Erneuerung griff dieses Bemühen aber sehr viel weiter. Dazu gehört insbesondere die frühe Rezeption der Psychoanalyse schon vor dem Ersten Weltkrieg bei Leo Spitzer genauso wie bei dem Germanisten Hans Sperber; beide zusammen starteten ein gemeinsames Unternehmen zur Rekonstruktion der Sprach- und Literaturwissenschaft auf psychoanalytischer Basis, das allerdings über einen ersten Band 1918 nicht herausgekommen ist.¹¹ Dazu gehören vor allen Dingen die Versuche zu einer umfassenden Stilanalyse nicht nur der Vossler-Schule; genereller gesagt: die Versuche, in der sprachlichen Form die darin artikulierten kulturellen Haltungen zu rekonstruieren, gegen die Präparation sprachlicher Formrelikte.

Das ist keineswegs, wie es manchmal durch die Brille der sechziger Jahre präsentiert wird, die privilegierte Fragestellung der germanistischen Sprachinhaltsforschung gewesen, die sich so programmatisch von der „lautbezogenen“ formalen Sprachwissenschaft abgrenzte. Nach dem Ersten Weltkrieg ist das eine durchgängig vertretene Forderung bis hin zu den quasi naturwüchsig kulturanthropologischen Disziplinen wie etwa der Afrikanistik, wo ein Dietrich Westermann immer wieder verkündete, daß eine sprachwissenschaftliche

Analyse für sinnlos hielte, die nicht mit der kulturellen Praxis im umfassenden Sinne und der sie artikulierenden „inneren Sprachform“ vermittelt sei.¹²

Vielleicht noch wichtiger ist es aber, daß die biologischen Schematismen, die die junggrammatische Programmatik als lineare Entwicklungslinie in den Vordergrund geschoben hatte, schon gleichzeitig theoretisch entwertet waren (es genügt, hier an die Arbeiten von Schuchardt und über die Romanistik hinaus etwa von Johannes Schmidt zu erinnern). Darauf reagierten zu Beginn des Jahrhunderts Neuansätze einer typologischen Forschung, die explizit wieder auf Humboldt zurückgehen (das gilt ja im übrigen so auch für Vossler). Hier waren es vor allen Dingen Arbeiten der Berliner Schule, zunächst Finck, dann besonders der schon genannte Ernst Lewy, die sich daran machten, einen neuen begrifflichen Horizont für das Verhältnis der Sprachen zueinander freizulegen. Ernst Lewy war in der Hauptsache Finno-Ugrist; aber es ist für die Diskussion der zwanziger Jahre charakteristisch, daß sie nicht in den uns heute so gewohnten abgeschotteten Abteilungen verliefen – nicht nur hörte der Romanist Kahane bei Lewy, Lewy publizierte z.B. zum Typus des Französischen auch in der Zeitschrift für romanische Philologie 1922.¹³

In diesem Zusammenhang ist das Vosslersche Unternehmen signifikant, das heute nur mehr einen anekdotischen Status in Handbüchern führt. Dabei geht es tatsächlich weniger um das, was von den materialen Analysen Bestand hat. Immerhin ist z.B. das Frankreichbuch von niemand geringerem als von Meillet begeistert begrüßt worden – als Anfang einer neuen Art von Sprachwissenschaft.¹⁴ Und in Deutschland hat immerhin einer der Päpste der Indogermanistik, der Herausgeber der „Zeitschrift für vergleichende Sprachwissenschaft“ Wilhelm Schulze, Vossler als eine humanistische Antwort und Alternative zu dem stupiden Dogmatismus der Leipziger Schule begrüßt.¹⁵

Das führt uns zu einer grundlegenden Fragestellung: was denn den Neuanfang der Sprachwissenschaft zu Beginn dieses Jahrhunderts eigentlich ausmacht. Es ist inzwischen mehr als genug aufgearbeitet worden, daß Saussure der vielleicht radikalste Junggrammatiker war, insbesondere wenn man sein geniales „Mémoire“ heranzieht.¹⁶ Außerdem ist auch deutlich geworden, daß sein Pflichtpensum im „Cours“ tatsächlich ein solches war, nämlich eine reichlich schematisierte Form des sprachwissenschaftlichen *common sense*. Als solches wurde es auch diskutiert – angefangen bei Schuchardts Rezension von 1917.¹⁷

In den zwanziger, dreißiger und noch Anfang der vierziger Jahre bot es einem nicht unerheblichen Teil der romanistischen Sprachwissenschaftler eine theoretisch viel zu *enge* Basis für ihre Arbeit (das gilt so für von Wartburg

und seine Schüler, wie insbesondere der Aufsatz von Rogger in der Zeitschrift für romanische Philologie 1940 zeigt).¹⁸ Tatsächlich wollte ja wohl auch Saussure sehr viel mehr als das, was er seinen Studenten in diesem Pflichtkurs präsentierte. Dafür sprechen seine Anagrammstudien, die nun ihrerseits wiederum viel von dem Monströs-Pathologischen verlieren, wenn man ihre Zielsetzung in Beziehung zu dem setzt, was die unruhigen Sprachwissenschaftler damals umtrieb. Hier muß es schon zu denken geben, daß Saussures engste Schüler keineswegs bei der phonologischen oder sonstwie formal-strukturalen Spielart der Sprachwissenschaft landeten, sondern wie Bally, Sechehaye u.a. Stilanalyse betrieben. Was Saussure mit seinen Anagrammen versuchte, war die Rekonstruktion der mehrfachen Artikuliertheit der sprachlichen Praxis; und das findet sich z.T. mit anderen Vorzeichen als durchgängiges Projekt in den Debatten der zwanziger Jahre. Spitzer nicht anderes als Lewy unternehmen es z.B., mit wie unzureichenden Mitteln auch immer, eine *Sprachbiographie* zu rekonstruieren.¹⁹

Liest man unter diesem Gesichtspunkt die Diskussionen der zwanziger Jahre, so wird deutlich, daß hier eine Spannung in der Konstitution der Disziplin aufgebrochen war, die in dieser Form vielleicht tatsächlich nur in Deutschland so ausgetragen werden konnte. Nur hier war der Druck eines übermächtigen etablierten akademischen Apparates so stark, daß er eine entsprechend heftige Gegenreaktion bei der jungen Generation auslösen mußte. Gleichzeitig aber war die akademische Tradition wiederum so übermächtig, daß sie allen eine rigorose Schulung im „junggrammatischen“ Pflichtprogramm abverlangte.

Dieser Widerspruch ist in der Fachgeschichtsschreibung bisher viel zu sehr vernachlässigt worden. Soweit ich sehe, hat das junggrammatische Programm, wie wir es in den polemischen Broschüren der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts artikuliert finden, später bei niemandem mehr sonderliche Begeisterung ausgelöst – es wird in den zwanziger Jahren auch so gut wie nirgendwo zitiert. Was dagegen Schule machte, und zwar im wörtlichen Sinne, war das Handwerkszeug, das es tatsächlich ermöglichte, nach einer eindeutigen Vorgabe seriell Abschlußarbeiten zu produzieren, die den Eintritt in die akademische Welt sicherstellten. Das ist mir besonders deutlich geworden, als ich die Dissertationen der Frauen analysiert habe, die zwischen 1900 und 1914 mit einer sprachwissenschaftlichen Thematik promoviert haben (also gewissermaßen die erste Generation der akademischen Sprachwissenschaftlerinnen in Deutschland – und nicht nur hier, wie die große Anzahl von ausländischen Promoventinnen, nicht zuletzt von Amerikanerinnen, an deutschen Universitäten in dieser Zeit zeigt).²⁰

Was dabei deutlich und von diesen Frauen gelegentlich auch beschrieben wird, ist die Befriedigung, die sie darin finden, mit einem lernbaren Verfahren den neuerschlossenen akademischen Raum zu besetzen. Mit einer manchmal geradezu demonstrativ zur Schau gestellten Lust exerzieren sie akribisch das sprachwissenschaftliche Handwerk; sie sind fasziniert von den Möglichkeiten der apparativen Phonetik²¹ – und verkünden in ihren Vorworten und Schlußbemerkungen triumphierend, wie methodisch unzureichend die eklektischen Arbeiten ihrer männlichen Vorgänger sind.

Erweist sich so die sprachwissenschaftliche Verfahrensweise in der junggrammatischen Kanonisierung als eine durchaus emanzipatorische Krücke für die breitere Öffnung der Universitäten, so zeigt sich aber auch, daß die Faszination der Beschäftigung mit Sprachwissenschaft nicht hier liegt. Wo eigenständige Ideen vorgebracht werden, wo eine theoretische Anstrengung zu verzeichnen ist, da handelt es sich um Stilanalysen, die aber zumeist akribisch mit dem junggrammatischen Handwerkszeug dem Korpus zu Leibe rücken, insbesondere die Stilintuitionen mit statistischen Mitteln zu operationalisieren versuchen. Eine andere große Faszination geht (nicht zuletzt im Kontext der Jugendbewegung) von der Ethnographie aus, die allerdings aus geschlechtsspezifischen kulturellen Schranken damals vor allem ein Vorrecht der Männer war, die ihre Feldforschung mit dem Wanderstab in der Hand unternahmen, ob es nun in der Romanistik ein Gerhard Rohlfs, ein Fritz Krüger, ein Max Leo Wagner war, oder in der Germanistik ein Walter Mitzka.²²

Auch hier bietet sich nun wieder das gleiche Bild; das Thema (v.a. das Standardthema der Germanistik wie Romanistik: eine Mundartmonographie) wird seriell nach dem Muster junggrammatischer Handbücher abgearbeitet: angefangen beim Vokalismus der betonten Silben über den Vokalismus der Nebentonsilben bis zum Konsonantismus – und wenn die Arbeiten anspruchsvoller waren: in der Formenlehre mit der Rekonstruktion der Analogiezwänge, die die lautgesetzlichen Entwicklungen außer Kraft gesetzt hatten.

Da aber wo bei diesen Arbeiten das eigene Interesse und die Faszination an der Sprachwissenschaft zum Tragen kommt, sind andere Fragestellungen in die ethnographischen Untersuchungen eingeschrieben: das Verhältnis von gesprochener Sprache und Schriftsprache und die mehrfache Artikuliertheit der Äußerungen, die zu beobachten sind: die Spannungen zwischen den Generationen und den Geschlechtern, die in sprachlichen Abgrenzungsmechanismen ausgetragen werden, und dergleichen mehr. Es ist verblüffend, wieviel von dem, was wir heute gewohnt sind, als Neuentdeckungen der

Soziolinguistik zu feiern, in den Arbeiten schon vor dem Ersten Weltkrieg zu finden ist.

Ich kann das hier im einzelnen nicht weiter ausführen, möchte vielmehr eine These an das Ende stellen: Es ist diese dynamische und ungemein faszinierende Auseinandersetzung innerhalb der Sprachwissenschaft, die durch die politischen Verhältnisse in Deutschland von der weiteren Entwicklung abgeschnitten wurde. Das galt nicht nur für die Entwicklung in den vierziger Jahren, sondern dann auch für die merkwürdige Retraditionalisierung in den fünfziger und sechziger Jahren.

Es war eine dramatische und in diesem Fall tatsächlich nur *ad personam* zu rekonstruierende Folge der nationalsozialistischen Repression, daß viele der spannendsten Vertreter unter den Neueren vertrieben wurden (darunter die schon genannten Kahane, Lewy, Spitzer, Sperber u.v.a.m.).²³ Für die institutionell im Reich Tätigen aber bedeutete die Eskalation der repressiven Entwicklung, die Entlassungen 1933, die rassistischen Verfolgungen mit der Eskalation 1935, dann 1938 und schließlich die Abtransporte in die Konzentrationslager, daß sie *mitspielen* mußten.

Für viele Parteigänger des Regimes stand am Anfang sicher der Elan eines radikalen Neuanfangs, dem sie sich fachlich genauso voluntaristisch (und im Ausschalten wissenschaftlicher analytischer Kontrollinstanzen) überließen, wie sie es politisch taten; so lese ich z.B. die Arbeiten von Emil Winkler, sowohl seine politische Apologetik wie seine sprachtheoretischen Versuche.²⁴

„Wissenschaft auf rassistischer Grundlage“ steht, so abstoßend und unwahrscheinlich uns das heute klingen mag, vielleicht tatsächlich manchmal nur für die radikale Entwertung der Tradition und die Suche nach dem ganz Anderen. Das läßt sich, wenn überhaupt, nur in detaillierten personenbezogenen Recherchen rekonstruieren; sicher ist aber, daß eine solche blauäugige Sicht einem deutschen Professor mit dem Fortgang der Repression nicht mehr möglich war (wo er 1934 vielleicht nur die Späne gesehen haben mag, die beim Hobeln abfallen). So klingt es für mich denn auch nicht unplausibel, wenn ich gelegentlich Hinweise darauf bekomme, daß überzeugte Nazis der ersten Jahre unter den Wissenschaftlern sich 1939 gleich an die Front gemeldet haben sollen: das mag ein effektiver Fluchtversuch gewesen sein. Aber wie dem auch sei: für den Fortgang der Entwicklung nach 1939 (und einen solchen Fortgang hatte es gegeben bis hin zu den kaum glaublichen Bedingungen, unter denen noch in den letzten Monaten 1945 entlegenste philologische Themen bearbeitet, gedruckt und ausgeliefert wurden!) sind nicht solche theoretisch bemühten Anstrengungen der „Neuerer“ bestimmend sondern das mechanische Weiter-

machen gemäß den altbewährten akademischen Standards – dieses, nicht das Ausdenken alternativer Wissenschaftsentwürfe, konnte Halt geben.²⁵

Und das ist der zweite Teil meiner These: Die erstaunliche Retraditionalisierung der Sprachwissenschaft in Deutschland nach 1945 (nicht nur, aber eben insbesondere auch in der Romanistik) ist nichts anderes als das Weitermachen in diesen Routinen, die jetzt genauso die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit erübrigten, wie sie vor 1945 die Auseinandersetzung mit der Gegenwart erübrigten hatten. Um von hier aus zu meinem Ausgangspunkt zurückzukehren: Mir scheint, es ist diese Entwicklung, die in unser Fach als seine Konstitutionsfrage hereinzuholen ist, was allerdings nur über eine prosopographische Aufarbeitung geht. Wir sollten uns von dem Sirenen- gesang des „Wissenschaftstransfers“ nicht einlullen lassen. Und wir sollten auch nicht auf die doppelbödige Eleganz hereinfliegen, mit der Exilanten wie Heinrich Kahane ihr Schicksal verarbeitet haben. Unter diesem Gesichtspunkt kann ich zum Schluß nur empfehlen, Heinrich Kahanes jüngste Aufsätze, insbesondere seinen Vortrag auf dem Romanistentag in Freiburg (vgl. Anm. 8) gegen den Strich zu lesen: Dabei wird deutlich, daß unser Fach kein Happy End seiner jüngsten Geschichte zu feiern hat.

Anmerkungen

- 1 Siehe schon meinen Beitrag „Die Entwicklung der deutschsprachigen Sprachwissenschaft von 1900 bis 1950 zwischen Professionalisierung und Politisierung“, in: *Zeitschrift für germanistische Linguistik*, 16/1988, S. 253-290. Der vorliegende Text behält die kursorische Form des Vortrags auf dem Romanistentag in Aachen 1989 bei und beschränkt sich bei den Anmerkungen im großen und ganzen auf die des Vortrags.
- 2 H. Flasche, *Die Sprachen und Literaturen der Romanen im Spiegel der deutschen Universitätschriften 1885 – 1950. Eine Bibliographie*, Bonn 1958.
- 3 Ich selbst habe in den sechziger Jahren in den romanistischen Proseminaren in Freiburg tatsächlich auch mit den Grammatiken von vor dem Ersten Weltkrieg gearbeitet: Schwan-Behrens, Schulz-Gora, Appel u.a.
- 4 Als ich Mitte der sechziger Jahre ein Jahr in Frankreich studierte, war es mit den dort benutzten Handbüchern von Bourciez, Fouché, Foulet u.a. nicht anders.
- 5 Der Begriff der *Phonologie* ist kontextfrei selbstverständlich kein Kriterium, was eine oberflächliche „Inhaltsanalyse“ von Texten ausschließt. Phonologische Gesichtspunkte, im Sinne einer *funktionalen* Betrachtung phonetischer Verhältnisse hatten in der junggrammatischen Tradition ihren festen Ort (angefangen bei Sievers). Seit der Jahrhundertwende war es ein Gemeinplatz, die beschreibende phonetische Begrifflichkeit „erklärend“ psychologistisch zu reformulieren, wobei dann den variablen phonetischen Lauten als phonologisches Korrelat eine konstante „Lautvorstellung“ gegenübergestellt wurde – auch Trubetzkoy ist dieser Denkweise zunächst noch verhaftet. Die formale Analyse, die auf strukturelle Verhältnisse abstellt, war zunächst v.a. bei der historischen Betrachtung (insbesondere etwa bei den viel bemühten „Reihenschritten“) angelegt, sie konnte aber erst wissenschaftlich zur Geltung kommen, nachdem die Psychologismuskritik von Husserl, Bühler u.a. die nötige wissenschaftstheoretische Klärung erbracht hatte. Es ist denn vielleicht auch kein Zufall, daß die ersten

- Dissertationen, die ein modernes methodologisches Bewußtsein spiegeln, auch in Wien verfaßt wurden, wo in diesem Zusammenhang Elise Richter eine vermittelnde Funktion hatte. Siehe z.B.: M. Pulletz, *Das phonologische und morphologische System der französischen Sprache*, Diss. Wien 1938 (vervielfältigt).
- 6 A. Kuhn, *Die romanischen Sprachen*, Bern 1951.
 - 7 Von Wartburg hatte zweifellos eine Schlüsselrolle in der Entwicklung der deutschsprachigen romanischen Sprachwissenschaft. Er vollführte sicherlich nicht zufällig auch in der kritischen Zeit von 1935-1940 einen Spagat zwischen Leipzig (bzw. Basel) und einer regelmäßigen Gastprofessur an der Universität Chicago. Um seine Rolle dabei hat es 1974 eine heftige Debatte gegeben, die von Beschuldigungen Etiembles ausgelöst wurden, von Wartburg sei ein Nazispion gewesen; siehe die Dokumentation dieser Debatte und die Publikation von zeitgenössischen Briefen von Wartburgs, die zumindest seine persönliche Einstellung zu den politischen Verhältnissen deutlich machen, in: *Revue de Linguistique Romane*, 38/1974, S. 604-616. Für diesen Zusammenhang hier ist v.a. aber wichtig, was einer der Emigranten, Ernst Pulgram, 1951 anlässlich der Neuauflage der „Ausgliederung“ feststellte: daß von Wartburgs Veröffentlichungen, gerade auch da, wo sie die ideologisch heiklen Sub- bzw. Superstratprobleme behandelten, frei von rassistischen Implikationen sind (*Language*, 27/1951, S. 192).
 - 8 Jetzt abgedruckt als: „Der Emigrant der dreißiger Jahre: Selbstportrait eines Sprachwissenschaftlers“, in: H. H. Christmann/F.-R. Hausmann (Hrsg.), *Deutsche und österreichische Romanisten als Verfolgte des Nationalsozialismus*, Tübingen 1989, S. 57-68.
 - 9 Leicht zugänglich jetzt in der Sammlung Henry und René Kahane, *Graeca et Romanica. Scripta selecta*, 3 Bde., Amsterdam 1979, 1981, 1986.
 - 10 Direkte Parallelen bieten sich insbesondere bei Yakov Malkiel und Ernst Pulgram an, die beide auch in ihrer Art polemisch zu den neueren sprachwissenschaftlichen Entwicklungen Stellung genommen haben. Bei Pulgram findet im übrigen auch in der gleichen Formulierung die Emphase auf eine „humanistische“ Sprachbetrachtung in Abgrenzung gegen die US-amerikanischen Neuentwicklungen (z.B. so auch lobend zu von Wartburg in der in Anm. 7 genannten Rezension).
 - 11 H. Sperber/L. Spitzer, *Motiv und Wort. Studien zur Literatur- und Sprachpsychologie*, Leipzig 1918, siehe dazu auch meinen Beitrag „Probleme und Traditionen der Diskursanalyse“, in: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung*, 41/1988, S. 717-729.
 - 12 Das ist deutlicher noch als bei den großen deskriptiven Arbeiten bei seinen gelegentlichen kleineren, theoretisch ambitionierteren Versuchen wie etwa in „Laut, Ton und Sinn in westafrikanischen Sudansprachen“, in: *Festschrift Meinhoff*, Hamburg 1927, S. 315-325.
 - 13 E. Lewy, „Zur Wesensgestalt des Französischen“, in: *Zeitschrift romanischer Philologien*, 42/1922, S. 71-75.
 - 14 Siehe A. Meillet, „Rezension zu Voßler, Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung“, in: *Bulletin de la Societé de linguistique de Paris*, 18/1912-13, S. 287-290.
 - 15 W. Schulze in: *Zeitschrift für Vergleichende Sprachwissenschaft*, 55/1928, S. 155f., in seinen *Kleinen Schriften*, Göttingen 1933, S. 220-221.
 - 16 Siehe R. Gmür, *Das Schicksal von F. de Saussures Mémoire*, Bern 1986.
 - 17 H. Schuchardt, „Rez. zu de Saussure, Cours...“, in: *Lit. bl. f. germ. u. roman. Philologie*, 38/1917, Sp. 1-9.
 - 18 K. Rogger, „Kritischer Versuch über de Saussures ‚Cours‘“, in: *Zeitschrift romanischer Philologien*, 61/1941, S. 161-224.
 - 19 E. Lewy, *Zur Sprache des alten Goethe. Ein Versuch über die Sprache des Einzelnen*, Berlin-Lichtenrade 1913 u.a. (insbes. noch in *Zeitschrift f. Sexualwissenschaft*, 17/1930, S. 36-42); L. Spitzer, „Puxi. Eine kleine Studie zur Sprache einer Mutter“, in: *Jahrbuch Philologie*, 2/1927-28, S. 35-54, 101-115, 170-183.

- 20 Siehe meinen Beitrag „Die erste Generation der deutschsprachigen Sprachwissenschaftlerinnen“, in: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung*, 44/1991, S. 61-69.
- 21 Siehe z.B. Clara Metz, *Ein experimental-phonetischer Beitrag zur Untersuchung der italienischen Konsonantengeneration*, Diss. Bonn 1914 (durchgeführt im Labor bei Panconcelli-Calzia in Hamburg); vgl. auch die phonetischen Arbeiten (und ihre Rolle als Hochschullehrerin im Fachgebiet Phonetik) von Elise Richter, siehe dazu jetzt Elise Richter, *Kleinere Schriften zur allgemeinen und romanischen Sprachwissenschaft*, Innsbruck 1977.
- 22 Siehe etwa G. Dobschall, *Wortfügung im Patois von Bournois (Département de Doubs)*, Diss. Heidelberg, Darmstadt 1901.
- 23 Hier kann ich auf meinen Beitrag von 1983 verweisen: „Die vom Faschismus verdrängten Sprachwissenschaftler – Repräsentanten einer anderen Sprachwissenschaft?“ in: E. Böhne/W. Motzkau-Valeton (Hrsgg.), *Die Künste und Wissenschaften im Exil 1933-1945*, Gerlingen 1992, S. 445-502. Die z.Z. noch unzureichenden Recherchen dort sind durch eine umfassendere Darstellung überholt, die demnächst erscheint: *Verfolgung und Auswanderung deutschsprachiger Sprachwissenschaftler 1933-1945*, Opladen.
- 24 S. von Emil Winkler, *Sprachtheoretische Studien*, Jena/Leipzig 1933; für seine politisierenden Stellungnahmen etwa die Schrift *Friedrich der Große und der französische Geist. Rede anlässlich der Wiederkehr des Tages der nationalen Erhebung am 30. Januar 1940*, Berlin 1940.
- 25 Wie auf der anderen Seite diejenigen, denen institutionell diese Möglichkeit verweigert wurde, spiegelverkehrte Ersatzmöglichkeiten suchten wie z.B. Victor Klemperer in seinem *LTI. Notizbuch eines Philologen*, Berlin 1947.